

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 20 • • • • • Beilage zur Gleichheit • • • • • 1911

Inhaltsverzeichnis: Johann Peter Hebel. II. Von Dr. Wilhelm Hausenstein. — Aus alten Zeitungen. Von Hannah Lewin-Dorsch. — Für die Hausfrau. — Feuilleton: Mittagsglut. Von Karl Stieler. — Waterloo. Von Stendhal.

Johann Peter Hebel.

II.

Im Jahre 1791 wurde Hebel als Subdiakon nach Karlsruhe versetzt. Er hatte in dieser Eigenschaft am Gymnasium Latein, Griechisch, Rhetorik (Redekunst) und schließlich auch Hebräisch, neben den philologischen Fächern aber auch Naturgeschichte zu lehren und war außerdem verpflichtet, zuweilen die Kanzel zu besteigen. Als Lehrer hatte Hebel Glück. Er war überaus beliebt; die Bubben merkten den Menschen und merkten auch, daß ihr Schulmeister kein übermäßig und unnahbar Gelehrter war. Hebel hat in der Tat zeitweilig einen Horror gegen dicke Bücher bekundet und hat es nie vermocht, systematisch zu arbeiten.

Als Prediger war Hebel minder erfolgreich wie als Lehrer. Die trockene Feierlichkeit des protestantischen Kultus war nicht seine Sache. Und er wußte es trotz seines drohenden pastoralen Ehrgeizes auch, daß er auf der Kanzel nicht zu Hause war. 1791 schrieb er an Gustave, die Lörracher Liebste, einen reizenden Brief darüber: „Ich bin so stolz, daß die Karlsruher Kenner so ziemlich zufrieden waren, und kaum die Hälfte der Zuhörer, höchstens zwei oder drei mehr, einschließen, so stolz, daß ich die Predigt in die ganze Welt schiken möchte, und Sie mir gar keinen größeren Verdruß anthun könnten, als wenn Sie mich wissen ließen, daß Sie dieselbe nur zum Spaß verlangt hatten. Aber ein Karlsruher Diakon läßt nicht mit sich spaßen. Sie müssen sie jetzt haben, und sollten Sie nur Baumwollen daraus spinnen, oder Ihre blonden Haare damit aufwickeln. Bis dorthin ist's ohnehin eine alte Predigt und was kann eine alte, und noch dazu eine schlechte Predigt für einen schönern Tod pretendiren, als einen solchen. . . .“

Kann ein Theolog dem Wert seiner Predigtkunst liebenswürdiger mißtrauen? Mit ähnlicher seiner Selbstverpottung schrieb Hebel 1792 an Gustave von seiner ersten Predigt vor dem Hofe: „Ich sah schon im Geiste voraus, wie sich alles in Thränen badete, wie der Sigrist mit einem Regenschirm in der Hand den Klingelbeutel einziehen mußte, wie der Marggrav mir ein Patent als Hofdiakon mit einer Zulage von zweihundert Gulden ins Haus schickte. . . .“ Da bekommt Hebel infolge eines allzu guten Essens eine Kolik. So predigt er den „Vormittagschriften“ acht Tage später. „Das erste Mal ärgerten sie sich, daß ich nicht kam. Das zweite Mal kam ich, und nun bereuten sie es, daß sie nicht zu Hause geblieben waren. . . . Man konnte so trockenen Fußes durch die Kirche wie durch einen geheizten Backofen gehen, auch ist der Läufer von Hof noch nicht gekommen. . . .“

War Hebel ein mittelmäßiger Prediger, wiewohl der Markgraf sein zähester Hörer war, so war er doch ein Mann von inniger Religiosität — und vielleicht vermochte er es gerade deshalb nicht, im Salar zu schwätzen. Hebel war sozusagen überzeugter Christ, mitunter in einem fast altfränkischen Sinne. „Eust' sin die junge Wurft mengmole e wenig phantestig, meine, si heige ellei mit Vöfle d' Glärsamkeit gresse. Dred hen si gresse, io woll. . . Schwächen uf der Chanzle von weltliche Sachen us Büchre, b'haupte Christis der Her seig 's Josephs übliche So gfi, heig nit für is glitte, seig nit von de Todten erstande — hol üch der Teufel denn au! Die dunderstiefige Läri!“

So meinte Hebel 1787 an einen jungen Freund und Pfarrer. Aber der Humor des Tones widerlegt bereits die scheinbare Rechtgläubigkeit. Hebel war als Christ vor allen Dingen humanitärer Sittenlehrer, nicht aber Dogmatiker. Er machte die Sittentehre des Christentums geltend, eine Moral der Menschlichkeit und Milde. Er konnte nicht begreifen, daß Gott einem launischen Wohlthäter gleichen soll, „der alle seine Wohlthaten an wunderliche Bedingungen knüpft. Und das täte er doch, wenn er den, welcher das, was die protestantische oder katholische Kirche sagt, geradezu glaubt, selig machte, und den, der gern glauben möchte, . . . wenn er könnte, verdammen wollte. . . . Aber den Rand des Grabes hinaus kann es wohl wenig schaden, nicht geglaubt zu haben, was man nicht glauben konnte. . . . Wer ohne den Glauben gut handelt, auch dessen wird sich Gott erbarmen. . . .“ Hebels Christentum war

weiter sinnlich in der künstlerischen Bedeutung des Wortes. Sein Christentum empfand, daß die Glocken der Wiesentäler Dorfkirchen in der kalten und klaren Luft des Jänners anders tönen als in der Sonne des Maitags. Sein Christentum war von derartiger feiner Wahrnehmung inniger entzückt als der orthodoxe Kollege von sämtlichen Teilen der Augsburgischen Konfession. Für Hebel war jede Naturschönheit religiöse Offenbarung. „Ebenso fromm (wie in der Kirche) . . . kann ich auch seyn wenn ich den ganzen Sonntag's Morgen, in Beierheim im Hirschen, im Grasgarten unter den Bäumen im Freien, bey einem halben Schöppllein Rothen und Butterbrod in der Sonntagsstille, unterbrochen von Glockengeläut, und Bienensummen sitze und im Jean Paul lese. . . .“ Das Anschauliche, das Sichtbare, Hörbare, Riechbare war weit mehr der Quell seiner religiösen Überzeugungen als der dogmatische Begriff. Das ging so weit, daß sein religiöser Glaube geradezu an die bestimmte Ortlichkeit seiner Heimat gebunden war. „Ich glaube, daß am jüngsten Tag die Morgenröthe lauter Blitze seyn, und der Donner Schlag auf Schlag die Morgenwache antrommeln werde. Wie es dann an ein Betglockläuten gehen wird, von Haingen den Berg herum bis nach Efringen hinab! Wie sich die Leute die Augen reiben werden, daß es schon tagt! Wie es an ein Schneiden und Garbenbinden gehn wird, denn man will behaupten, daß der jüngste Tag in die Erndte fallen werde! . . . Das alles könnte ich dort oben herab (vom Tüllinger Berg) ansehen und nach Weil hinunter schau'n, und denken: nun werden sie dort unten doch auch aus den Federn seyn. . . . Und wer weiß, was ich täte, ob ich nicht in der blühigen Morgendämmerung geschwind durch die Nebel hinabstolperte, und Ihnen zusammen Ihre schweren goldenen Garben binden hülfte. . . .“ So schrieb Hebel 1792 an die Freundin im Weiler Pfarrhaus, an Gustave.

Aus dem echt künstlerischen Bedürfnis nach einem konkret ausgedrückten Glauben, nach ins einzelne hinein bestimmten religiösen Vorstellungen stammte ihm wie der Widerwille gegen verstandesmäßige Dogmatik auch der Widerwille gegen einen sentimentalen, sich selber genießenden und kennenden Mystizismus. Hebel schrieb einmal an Hilig: „Wir sollten Mystizismus haben — und es nicht wissen, und sollten wenigstens keinen griechischen terminus technicus (Fachausdruck) dafür haben. Denn dadurch wird ein so stilles heimliches Hausgespenstlein leicht beschrien. . . .“ Endlich war in dieser bößlich urprägnanten und unbefangenen Religiosität auch kein Platz für den orthodox festgenagelten Gottesbegriff. 1808 äußerte sich Hebel in einem Brief an Hilig: „Ich gestehe dir, daß mir der Polytheismus immer mehr einleuchtet, und nur die Gefangenschaft, oder Vormundtschaft, in welcher uns der angestaute und anezogene und angepredigte Glauben hält, hinderte mich bisher, den seligen Göttern Kirchlein zu bauen. Unser dermaliger philosophischer Gott steht, fürchte ich, auf einem schwachen Grund, nemlich auf einem Paragraphe, und seine Verehrer sind vielleicht die törichtesten Götzenbiener, denn sie beten eine Definition an — und zwar eine selbstgemachte. Ihr Gott bleibt ewig ein Abstractum und wird nie concret. Als man zur Zeit der Bibel nur ein paar Cubiklasten vom Weltall kannte, war es keine Kunst sich mit einem einzigen Gotte zu begnügen. . . . Und doch konnte selbst der sanktionierte Monotheismus** nur mit Zwang und nie mit Glück, den Götterglauben und die Anbetung derer, die uns näher sind, als der einzige, ewig unsägbare über den Sternen, entfernt halten. Ich möchte mich gerne mit einem oder einigen Göttern dieser Erde begnügen, die um uns sind, die uns lieben und beobachten, die unsere Blütenknospen aufstun, unsre Trauben reifen lassen, denen wir trauern können, und die sich lediglich nichts darum zu bekümmern haben, wer für die anderen Sterne sorgt, so wenig als wir. Sie sollen nicht allmächtig, nicht allweise, nur mächtig und weise genug für uns seyn, nicht souverain, sondern untergeordnet einem noch mächtigeren und weiseren, um den sie sich, nicht wir uns zu bekümmern haben. Sie sind vielleicht schon oft erschienen, den Juden und Griechen, beiden in der Gestalt und Form, in der sie ihnen ersahbar waren, dort Engel, hier Dämonen; sie würden vielleicht auch uns noch eben so wie ienen wahrnehmbar seyn, wenn wir nicht durch den Unglauben an sie die Empfänglichkeit ihrer Wahrnehmung verloren hätten. Das Organ dazu ist in uns zerstört. . . .“

* Glauben an viele Götter (zum Beispiel im Sinne der altgriechischen Religion).

** Glauben an einen einzigen Gott.

Das schrieb ein evangelischer Kirchenrat, schrieb Hebel, der einige Jahre später, im Jahre 1819, gar zur höchsten evangelischen Kirchenwürde, zur Prälatur aufstieg. Ein behaglicher Grieche wurde protestantischer Bischof. Das schrieb Hebel, der 1801 vom Konsistorium den Auftrag erhalten hatte, einen Katechismus zu verfassen. Der Katechismus mißfiel dann allerdings einigen Amtsbrüdern, fand daher in Baden auch keinen Eingang — wurde aber in italienischer Übersetzung lange in den protestantischen Schulen Italiens benutzt.

Dr. Wilhelm Hausenstein.

o o o

Aus alten Zeitungen.

Von Hannah Lewin-Dorsch.

„Wir treten, indem wir uns in die vergilbten Jahrgänge alter Zeitungen vertiefen, wie in eine Totenstadt, ein anderes Pompeji, in welchem wir ein längst verschwundenes Geschlecht plötzlich, als ob wir das Rad der Zeit zurückbewegen könnten, in der ganzen Unmittelbarkeit seines täglichen Daseins, im Innersten seiner häuslichen Zustände überraschen. Und wie man aus dem verschütteten Pompeji Urnen und Salbgefäße ausgegraben hat, die selbst den Duft ihres Inhaltes, das Aroma ihrer Kostbarkeiten erhalten hatten, so weht auch aus den aufgedeckten Schächten des Journalismus uns jenes wunderfame Lüftchen an, das die eigentliche Lebenslust jeder historischen Tat, der lebendige Atem jedes bedeutenden Ereignisses ist — jene Lust, ohne deren reinigenden Hauch der Horizont des Geschichtschreibers ewig bewölkt bleibt, und die doch in unserer eigenen Gegenwart von so vielen verkannt wird: die öffentliche Meinung vergangener Jahrhunderte, die hier, und hier allein, ihre wandelbare Erscheinung befestigt hat.“ So sagt einmal Robert Prutz; und in der Tat, wir möchten ihm beistimmen, wenn wir in den großen Bibliotheken die alten Bände durchwühlen, die uns die Pagellen, Avisa, Relationen usw., die Zeitungen vergangener Jahrhunderte aufbewahren. Es gewährt einen ganz eigenen Reiz, der Geschichte des Journalismus bis zu ihren Anfängen in Deutschland nachzugehen. Diese Anfänge liegen etwa an der Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit. Hier erst sind die Vorbedingungen für die Entstehung eines Zeitungswesens gegeben: das Bedürfnis nach rascher Nachrichtenvermittlung einerseits, und die Möglichkeit einer solchen andererseits. Beide Faktoren sind vorher nur in sehr beschränktem Maße vorhanden, treten aber gewaltig in den Vordergrund, als das Zeitalter der großen Entdeckungen, der Reformation, der religiösen Kämpfe, der humanistischen Bewegung hereinbricht und uns gleichzeitig die Buchdruckerkunst schenkt. Große geschichtliche Ereignisse, die Erfindung der Buchdruckerkunst und — ein Drittes müssen wir noch hinzufügen — die Einrichtung des Postwesens, das waren die Voraussetzungen für die Entstehung und Entwicklung des Journalismus. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte man eine Postroute durch Tirol gelegt; 1516 folgte eine solche für die Linie Brüssel-Wien und 1522 für Nürnberg-Wien. Obgleich zunächst für den persönlichen Dienst des Kaisers oder für den der Kabinette bestimmt, hat das Postwesen die engen Grenzen dieser seiner ursprünglichen Bestimmung von Anfang an gesprengt; aus kaiserlichen Boten wurden die Posten Volksboten; sie wurden Förderer des Fortschritts und Diener der Gesamtheit. Es ist schon öfter darauf hingewiesen worden, daß vielfach solche Städte die hauptsächlichsten Zentren der Zeitungsliteratur gewesen sind, die von den wichtigsten Postrouten berührt wurden. Eine Reihe bedeutender Zeitungen zum Beispiel läuft schon frühzeitig parallel den beiden großen Post- und Verkehrsstraßen Nürnberg-Venedig einerseits und Brüssel-Wien andererseits. Es befand sich eben im sechzehnten Jahrhundert die Abfassung und Versendung der Zeitungen meist als halboffizielles Nebenamt in den Händen der Postmeister. Bei ihnen liefen die Nachrichten aus den verschiedenen Gegenden stets zusammen, sie waren daher auch am ehesten in der Lage, einen regelmäßigen Nachrichtendienst für das breite Publikum zu organisieren; es ergab sich das, nachdem die Verhältnisse einmal geschaffen waren, fast von selbst.

Die ersten Zeitungen waren eigentlich kaum mehr als fliegende Blätter. Ihre Form war oft die des Briefes, wie sie denn auch vielfach sich geradezu aus Anhängeln des Privatbriefes entwickeln. Einzelne Blätter, bestenfalls einzelne Quartbogen von geringem Umfang des Inhaltes, tragen sie manchmal weder über Ort noch Datum ihres Entstehens irgendwelchen Vermerk. Ihr Inhalt ist bunt und vielfältig; wo sich eine besondere Begebenheit ereignete, da wurde sie notiert, erst handschriftlich, später durch den Druck, und als willkommenes Nachrichtenblatt im Publikum verbreitet. Von irgendwelchem periodisch regelmäßigem Erscheinen ist zunächst

noch keine Rede. „Zeitung“ heißen diese Blätter schon mit einem ihrer ältesten Namen; aber auch an anderen Bezeichnungen ist kein Mangel: Brief, Bericht, Post, Postillon, Postreuter, Avisa, Zelleisen, Depesche usw. Heute nennen wir die alten Zeitungen meist Relationen. Sie berichten gleicherweise über „erschütterliche Erdbeben“, merkwürdige Himmelerrscheinungen, fabelhafte Mißgeburten, greuliche Meerungeheuer, wie auch über die Leichenbegängnisse großer Herren, Hochzeitsfeierlichkeiten an Fürstenthöfen, Siege und Niederlagen in den Türkenkriegen, Fortschritte der Reformation usw. Nicht selten sind sie von moralischen Sprüchlein eingefaßt, mit Ruhnanwendungen versehen; oft wird der Leser in biederem Tone angeredet vom Zeitungsschreiber, der sich seinerseits entschuldigt wegen der Fehler, die in seiner Berichterstattung etwa unterlaufen, oder auch sich gewaltig entrüstet über seine Kollegen, die da „lügen wie der Teufel“. Am Schluß des Blattes ist gelegentlich eine Anmerkung über die Druckfehler, die sich eingeschlichen haben, angebracht, so lese ich zum Beispiel an einer Stelle folgendes: „Weil denn dieser Bericht ganz eifertig durch die Pressen gelassen, als wolle der gütige Leser nachfolgende Fehler in etlichen Exemplaren zu verbessern sich nicht verdrießen lassen.“ Einem anderen Blatte ist über diesen Punkt folgender, ungemein liebenswürdiger Brief angehängt: „Mein gütiger und gutherziger Leser! — Die Welt die Menschen, sonderlich in eilenden Händeln und Sachen, leichtlich irren und fähen können, so haben wir hier die fürnehmsten und größten Fähler, so der Sentenz im Lesen mögen hindern, verzeichnet. Wo dir aber noch andere Errata und Fähler (als in Versehen der Buchstaben, Verthumb der Orthographen oder andere geringe Fähler) werden fürfallen, so bitten wir, wollest dieselbigen nach deinem Verstand selbst corrigieren und verbessern, und hierin Niemand nichts zum ärgsten deuten. . . . Vale!“

Nicht weniger bildreich und ausführlich als diese Vermerke am Schluß sind oft die Titel, die am Kopfe der einzelnen Blätter stehen. Ich bringe hier nur ein paar Beispiele: „Nagelneue, wohlgeschmackte, warme Wunderzeitung . . .“ oder: „Wohlgedenkwürdige Verzeichnuß des plötzlichen Abscheids Heinrichs des Dritten, Königs in Frankreich und Pohlen, kurglich aus den Copien, so beiderseits ihre königliche Würden, demnach auch des Königreichs Pohlen Pfalzgrät einander zugeschrieben. — aus Lateinischen und Italiänischen Originalen treulich verteutsch“, oder: „Bildnuß und Gestalt einer erschütterlichen unnatürlichen und ungewöhnlichen Geburt eines Kindes 1577“, oder: „Wahrhaftige neue Zeitung aus Frankfurt am Mayn, Was sich mit Burgern, Handwerksgeßellen, Herren Commissarien, und auch mit den Juden verlaufen und zugeiragen hat. Anno 1614.“ Oder endlich: „Relation. Durch die Sinkende Post eintommen aus Nagen, da die große Gans fliegen.“

Eines der ältesten Blätter, die mir hier vorliegen, ist vom Jahre 1592 und enthält folgendes: „Neuwe Zeitung. Von dem großen Heer der roten Juden, so aus den Gebirgen, Caspii genannt, in Asia herfürkommen. Diese Juden nennen sich von den sechs Geschlechtern Israhel. Wie ihr nachfolgend hören werdet. Neuwlich geschriben aus Constantinopel. . . . nemlich vom Geschlechte Ruben, Gab, Affer, Isascher, Zabulon, Manasse. Und hat ein jegliches Geschlecht seine Obersten, wie folgt.“ Es wird dann von dem Anführer von Ruben erzählt, er sei „ein fremdiger, wilder Mensch, heißt Gian, hat mit ihm 2000 Mann mit großen bregten Schwertern, alle in Seide gekleidet. Ihre Fahnen ist schwarz und grau, darinnen ist ein Hund gemalt, welcher einem Hirschen nachhenget, und ist darbey auf ihre Sprach geschriebe: Todt oder lebendig!“ Der Oberst von Zabulon „nennet sich einen Herzog Persolda, der hat unter ihm fünffstetzig tausend Hackenschühen, die haben eine blawe Fahnen, darinnen einen verdorbenen Baum mit den Worten: Ich bemähe mich, wieder zu grünen! . . . Dies alles schreiben die Türckischen Wachen, so der Türcke an der Grenzen hält, und haben die Juden hier in Constantinopel und sonst im Lande heimlich eine große Freud.“ . . . Sie haben auch „übermäßig viel Proviant bei sich, denn ihr Land über die Maßen fruchtbar sein soll. Sie sollen auch bey ihnen viel treffliche Künstler haben zu unbekanntem Feuerwerk, die das Feuer können machen in die Höhe brennen, gleich so es vom Himmel käme, das sollen sie aber mit Zauberey thun. . . . Ihre Sprach soll sein Passart oder ein corruptieret Hebraisch.“ Der Zeitungsschreiber weist dann auf eine „Prophezy aus Daniel“ hin, auf die sich diese Juden berufen sollen, sieht sich nur leider in der Lage, hinzufügen zu müssen: „aber was das ist, verstehe ich nicht. Wollen da strads auß gelobte Land, welches sie das Land der verheßung nennen, der meynung: ihr reich, das ist das Judenthumb, wieder aufzurichten.“

Ein Blatt von 1631 berichtet: „Feyriger Erdbidem (Erdbeben), das ist Beschreibung des ganz erschrockenlichen Werckes Gottes, das sich unsern der Stadt Neaples in Italien den 5., 6. und 7. Christ-

monat Alten Calenders des 1631. Jahres erzeugt. Aus den von Rom einkommenden Zeitungen, übersetzt und mit einem darzu dienlichen Bericht vermehret. Der Prophet Nahum Cap. 1, Vers 5: Der Herr fahret daher im Erdbidem und ungewitter. Vor ihm erbidmen die Berg, ob ihm zerschmelzen die Hügel. Wer möchte vor seinem Zorn bestehen? ... Der Krater des Berges wird dann folgendermaßen beschrieben: „Zu oberst auf dem Berg ist ein groß rund loch, daraus immerzu dampff und flammen aufsteigen, ... neben dem großen runden loch sind noch vile andere kleine wie Dampfslöcher oder Fuchssgruben, daraus ein warmer dampff und rauch aufsteigen tut. ... Es habe auch von der hih das Meer gleichsam gesotten und die darin schwebenden Fisch verderbet.“ Aus diesen erschrecklichen Zeichen prophezeit der Schreiber die baldige Ankunft Gottes und schließt: „Ja, lomb, Herr Jesu, lomb bald!“ Eine andere Zeitung erzählt: „Ein wahrhaftige Beschreibung des wundergroßen Walfisches und ungeheuren Meermonstri, so 1640 gefangen und die Gebein darvon ihrer Königlichen Majestät in Frankreich presentedet und verehret worden. ... Walfische sind unsäglich groß wie Berg oder Inseln anzusehen. ... und bauwen die Leut an dem Meer wohnend aus den Gräthen und Beynen Häuser, Lächer, Walden und Thor.“ Der hier in Rede stehende Walfisch war gefangen von 500 Mann mit allerley Instrumenten als Acker, große ijerne Hacken, seiler usw.“ Er hat „vor Zorn zur Nasen aus gerauchet wie ein großer Ziegelosen und sich unterstanden, mit seinem Wassergießen alles zu erlösen“. Die erbauliche Betrachtung am Schluß fehlt auch nicht: „Was nun dieses erschrockentlich groß und abschewlich Meerwunder bedeute, das ist Gott allein bekannt, und wirds die Zeit offenbaren. Gott der Herr wende alles zum besten, damit dieser und alle Leviathan ... getödet werden mögen! Amen!“

Vom Jahre 1699 finde ich eine sehr ergöhlliche, in Basel gedruckte „Kirchen-Chronik des Judenthums“. Sie bringt die im Alten Testament enthaltenen Geschichten in gebundener Rede. Da wird unter anderem von Adam gesagt:

„Dieweilen aber er den lieben Gott betrübet,
Und wider sein Gebot den Apfel mehr geliebet,
So hat er sich und uns, die Seinen, sehr verführt,
Und aus dem Paradies ins Elend her geführt.“

In der weiteren Fortsetzung kommt der Zug der Israeliten durch die Wüste, und da heißt es dann:

„Als nun geschah, daß kein Brot nicht war vorhanden,
In solchem wüsten Ort und ungebauten Landen,
So hat der liebe Gott vom Himmel sie ernährt
Und ihnen Man, und dann viel Feders-Vieh besichert.“

Daß diese letztgenannte Relation mit ihrer poetischen Form nicht allein dasteht, zeigt eine andere, die erschienen ist zur Feier der Vermählung eines Fürstenpaares. Sie lautet: „Verbündnis der Glückseligkeit zwischen dem Unüberwindlichsten Königlichen Hause Spanien mit der Prinzessin Maria“ und ist zu der „höchst Land- und Reichserfreulichen Vermählungs-Festivität, Freudjauchzend verfertigt und gesungen, Anno 1689.“ Ich greife aus dem Poem selbst ein paar Verse heraus:

„Du, ein anderer Eifer, hast Durch dein Hochseelige Minen
Ahaoveri Seel gefast, Die aus deinem Bild geschienen.
O, was soll dann erst geschahn, Wenn im vollen Schönheit-Glanz
Selbst dich er wird ansehen, Ojperent den Eügen-Cranz.“

„Eyl dann, Mari-Anna, ehl! Eyl, auff jenen Thron zu steigen,
Dem der dritte Erdenteil Ehrerbietig sich muß neigen.
Ganges, Gagus, große Flüsse, Und die Landschaft beydersseits
Seynd nur Schemel deiner Füße. So groß ist dein Herrlichkeit!“

„Und nun, Königliches Paar, Wünsch ich tausend Glück und Segen,
Daß ihr sehet übers Jahr Fröhd' der Lieb in d'Wiege legen
So wird Neuburg neuer Namen Aus dem alten Trojer G'schlecht,
Das dem dritten Königs-Stammen Siebt neu Sproß, g'nennet Neu-
burg, recht!“

Wenn hier nicht alles ganz leicht verständlich ist, so war es doch augenscheinlich sehr gut gemeint.

Es könnte noch ungeheuer viel des Interessanten und Ergöhllichen aus diesen alten Blättern berichtet werden, aber ich muß den „günstigen und gutherzigen Leser“ bitten, mit dieser kurzen „wohlgeschmackten, warmen Wunderzeitung“ fürlieb zu nehmen. Vale!

o o o

Für die Hausfrau.

Giftige Speisereste im Sommer. Wie wenig haltbar sich die meisten Speisen im Sommer erweisen, davon wissen die Hausfrauen ein Klagebuch zu singen. Ein einziger heißer Tag genügt oft, um Gärung und Fäulnis hervorzurufen. Besonders rasch ver-

derben alle mit Fleisch, Milch oder Eiern bereitete Speisen sowie nur wenig gewürzte Gerichte. Deshalb sollen derartige Reste, die vom Mittag übrig geblieben sind, noch am Abend desselben Tages verzehrt werden. Bis zum Verbrauch hebe man sie in porzellanen oder irdenen Geschirren auf, aber nie in solchen von Metall. Je enger das Gefäß oben ist, um so besser; denn je größer die Oberfläche der Speise, desto größer auch die Fläche zur Ansiedelung von Fäulnispilzen. Schon um zu verhindern, daß die Reste bestaubt werden oder austrocknen, sollte man die Gefäße stets zudecken. Der Aufbewahrungsort sei kühl und recht luftig, nicht feucht oder sonnig.

Speisereste, die verdächtig aussehen oder gar üblen Geruch haben — wenn auch nur eine ganz geringe Spur davon —, sind sofort zu vernichten. Lieber nichts essen als Gift essen! Denn bei der Zerlegung der Nahrungsmittel bilden sich Gifte, welche nicht nur bedenkliche Verdauungsstörungen und schwere Erkrankungen, sondern sogar den Tod verursachen können. Namentlich auf Fleischspeisen wirken Fäulnisbakterien im Sommer sehr zersetzend ein und erzeugen höchst gefährliche Gifte, die sogenannte Ptomaine (Wurfgift, Fleischgift). Diese werden auch nicht durch Kochen oder Braten oder andere lächennmäßige Zubereitung zerstört. Am leichtesten werden davon betroffen: Krebse, Hummern, Fische, alle Fleischbüchsenkonserven, Sardinen in Öl usw. Auch Fleischbrühe verdirbt leicht und wird sauer; man soll sie daher stets an dem Tage verbrauchen, an welchem man sie bereitet.

Wird Fleisch nicht sorgsam verwahrt, so kommt es im Sommer häufig vor, daß Fliegen ihre Eier darauf legen, aus denen sich dann sehr schnell die Larven (Maden) entwickeln. Besonders tun dies die stahlblaue Schmeißfliege, die graue Fleischfliege und die Stubenfliege. Auch Pilzen können sich an der Oberfläche von Fleisch ansetzen, wenn es an feuchten, schlecht gelüfteten Orten (Schränke, Keller) aufbewahrt wird. Es entsteht dann meist Verschimmelung; bisweilen bilden sich auf Fleisch auch rote („blutendes Fleisch“) oder im Dunkeln leuchtende (phosphoreszierende) Flecken, je nach der Art der angesiedelten Mikroorganismen. Ist solches Fleisch gesundheitschädlich? Das hängt von seiner sonstigen Beschaffenheit ab. Wenn nicht übler Geruch oder stoffliche Veränderungen auf eine Zerlegung und Fäulnis des Fleisches hindeuten, so haben weder Fliegeneier noch jene (Schimmel-)Pilze etwas zu bedeuten. Man schneidet einfach die Oberfläche ab.

Butter sollte man im Sommer nicht zu reichlich vorrätig halten, zumal wenn man keine kühlen, luftigen Aufbewahrungsräume hat. Wärme befördert in der Butter die Entwicklung von Bakterien und Säuren und läßt so den ekelhaften ranzigen Geschmack entstehen. Man kann dem nur abhelfen durch wiederholtes tüchtiges Durchkneten der Butter in stets erneuertem Salzwasser und zuletzt in Salzsäurewasser (2 Gramm Salzsäure auf 1 Liter Wasser). Zum Braten kann ranzige Butter gebraucht werden.

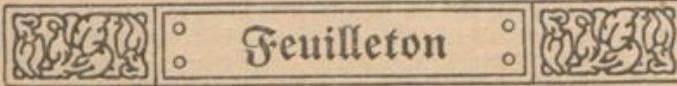
Was macht man mit verdorbenen Speiseresten? Man ißt sie weder selbst, denn das ist lebensgefährlich, noch gibt man sie anderen, denn das ist gemein!

Was du nicht willst, das man dir tu',
Das füg' auch keinem anderen zu!

Es zeugt von großer Herzlosigkeit, wenn man schlecht gewordene Speisereste, die zu genießen man sich nicht mehr getraut, um nicht sein teures Leben aufs Spiel zu setzen, armen Handwerksburschen oder Bettlern gibt. Nur fürs Vieh sind solche Nahrungsmittel zu verwerten in Form des sogenannten „Tranks“. Dieser Trank ist bis zur Abholung (zum Beispiel von der Milchfrau) in besonderen, nur dazu bestimmten Eimern aus verzinnem Eisenblech mit festen Deckeln aufzubewahren. Holzleimer verwende man nicht, weil sie leicht den üblen Geruch annehmen, auch faulen und schwer zu reinigen sind. Der Trankeimer darf nie in der Küche oder Speisekammer aufgestellt werden, weil der muffige, saule Geruch und die Fäulnisbakterien sehr rasch auf die frischen, guten Nahrungsmittel übergehen würden. Sein Platz ist im Hofe oder im Keller. Jede Woche muß er gründlich gereinigt werden, was am besten durch Auswaschen mit heißer Sodaaflösung und wiederholtes Nachspülen mit reinem Wasser geschieht.

Bittiger Erdbeer- und Himbeersaft. Die Jahreszeit der jungen Früchte, des jungen Obstes, steht vor der Tür. Schon prangen verlockend in bunten Farben die großen und kleinen Körbe voller Herrenhausener Erdbeeren in den extra für sie gemieteten Läden der Friedrichstraße in Berlin, in allen Großstädten werden Erdbeeren feilgeboten. Den ärmeren Klassen wird es kaum vergönnt sein, sich an dieser herrlichen Frucht zu delectieren, das Portemonnaie erlaubt das nicht, und wenn irgend etwas ist, das den Reid proletarischer Kinderherzen wachrufen könnte, so ist es der Anblick dieser köstlich-frischen Frühlingsbeeren, die jauchzend von den Kindern vertilgt werden, die in der Wahl ihrer Erzeuger etwas vorsichtiger ge-

wesen sind. — Aber draußen im freien Felde, am Waldesfaum, im grünen Haag, da glühen für die Sprößlinge der Armen wenigstens in vielen deutschen Gegenden heute noch die wildwachsenden Erdbeeren und Himbeeren auf, die noch weit aromatischer sind als die allerechtesten „Herrenhausener“ Gewächse. Soweit die Dorf- und Kleinstadtbehörden das Pflücken dieser lieben Früchte noch nicht untersagt oder durch bezahlte Erlaubnischeine zum Beerensuchen grenzenlos verteuert haben, gelangen sie durch fleißiges Suchen in die Hände der Armisten. Meistens, ach, um wiederverkauft zu werden. Aber, wie dem auch sei, etwas fällt dabei doch immer für die Besitzer der fleißigen Händchen ab. Es ist verkehrt, wenn die Sucher der wildwachsenden Erd- und Himbeeren diese Früchte schleunigst auf dem nächsten Marktplatz oder an Private loszuschlagen, weil die Früchte schnell verderben. Sie können auf eine andere Weise viel mehr Gewinn für ihre Mühe erzielen oder den eigenen Haushalt bereichern, wenn sie von folgendem einfachen Rezept Gebrauch machen: Man nehme fünf Pfund Erdbeeren oder Himbeeren, die sehr gut gewaschen sein müssen, bis kein Bodensatz mehr zurückbleibt. Dann löse man 50 Gramm Weinsäure in einem Liter Wasser auf und gieße diese Flüssigkeit über die reinen Beeren. Am nächsten Tag durchrühre man den Saft und wiege ihn. Auf jedes Pfund Saft gebe man dann ein Pfund Zucker zu der Masse und durchrühre sie täglich, bis der Zucker ganz aufgelöst ist und der Saft hell und klar. Auf diesem kalten Wege erzielt man einen der schönsten Fruchtsäfte, der von Privaten, Apothekern, Konditoreien usw. sehr gern gekauft wird, und für den sich ein zehnmal so hoher Preis erzielen läßt als für die frischen Beeren, die immer plötzlich von allen Seiten zur Zeit der Reife angeboten werden. Der gewonnene Saft aber hält sich das ganze Jahr hindurch, ja zwei und drei Jahre, besonders wenn bei seiner Herstellung recht reinlich vorgegangen wird. Für Kranke und Gesunde ist dieser Saft die wunderbarste Labung. R. R.



Mittagsglut.

Von Karl Stieler.

Ins Dickicht ist das Wild gezogen,
Der Vogel schweigt im Fichtenbaum,
Am Reich der Blumen festgefogen,
Regt sich der Schwarm der Immen kaum.

Stumm ist das All — die Wäldermassen,
Die Felsen sind in Blau getaucht;
Die latten Gluten, sie erfassen
Mit ihrer Kraft, was webt und haucht.

Und doch in dieser heißen, stummen
Lichtflut — wie klingt es leise hin,
Durch süßen Flimmer süßes Summen:
Das sind des Mittags Melodien.

Und sonst kein Laut, kein Hauch, kein Schatten,
Ein Weih nur, der im Blau sich wiegt.
Goldlicht-umlastet ruhn die Matten
Und tauschen — wie die Sonne steigt!

o o o

Waterloo.*

Von Stendhal.

Am anderen Morgen war Fabrizio eine Stunde vor Tagesanbruch auf der Landstraße. Durch gütliches Zureden gelang es ihm, seinen Schinder in Zolletrab zu bringen. Um fünf Uhr hörte er den Kanonendonner, das Vorspiel von Waterloo.

Fabrizio stieß bald auf Marketenderinnen, und die besondere Dankbarkeit, die er für die Kerkermeisterfrau von B... hegte, bestimmte ihn, sich an sie zu wenden. Er fragte eine von ihnen, wo das vierte Husarenregiment sei, zu dem er gehöre.

„Du tätest gut, wenn du dich nicht so beeiltest, kleiner Soldat!“ meinte die Marketenderin, von Fabrizio's Blässe und seinen schönen Augen berührt. „Deine Faust scheint mir noch nicht kräftig genug für die Säbelhiebe, die es heute regnen wird. Wenn du wenigstens eine Flinte hättest, wollte ich nichts sagen. Deine Kugeln könntest du ebenfogut abschließen wie jeder andere.“

Dieser Rat mißfiel Fabrizio, aber er mochte seinem Klepper die Sporen geben soviel er wollte, er kam unmöglich flotter vorwärts als der Wagen der Marketenderin. Der Kanonendonner schien sich zu nähern, so daß sich die beiden bisweilen kaum verständigen konnten. Fabrizio war nämlich vor Begeisterung und Glück dermaßen außer sich, daß er die Unterhaltung wieder angelüpfelt hatte. Jedes Wort der Marketenderin ließ ihn sein Glück erst recht erfassen und verdoppelte es. Außer seinem wahren Namen und seiner Flucht aus der Gast erzählte er der Frau, die so gutmütig schien, schließlich alles. Sie war höchst erstaunt, verstand aber nichts von alledem, was ihr der hübsche junge Soldat da vorschwahte.

„Zehnt komme ich erst dahinter,“ rief sie endlich mit triumphierender Miene, „du bist ein junger Zivilist, der in irgendeine Rittmeistersfrau von den vierten Husaren verliebt ist. Deine Liebste hat dir den bunten Rock verschafft, und nun läufst du ihr nach. Sicherlich, so wahr der liebe Herrgott da droben wohnt, bist du nie und nimmer Soldat gewesen! Aber da euer Regiment heute ins Feuer kommt, und du ein braver Kerl bist, willst du dabei sein, um nicht als Drückeberger zu gelten.“

Fabrizio ging auf alles ein; das war das einzige Mittel, um sich ihren guten Rat zu sichern. „Ich verstehe nichts von dem Tun und Treiben dieser Franzosen,“ sagte er sich, „und wenn ich nicht jemanden zur Seite habe, gerate ich noch einmal ins Gefängnis oder man nimmt mir wieder mein Pferd weg.“

„Vor allen Dingen, mein Junge,“ sagte die Marketenderin, die sich immer mehr mit ihm anfreundete, „gestehe mir mal, daß du noch keine zwanzig alt bist; wenn's hoch kommt, bist du siebzehn.“

„Zhr habt recht,“ gab Fabrizio gutmütig zu.

„So, dann bist du noch nicht einmal Rekrut. Bloß um der schönen Augen deiner Dame willen willst du dir die Knochen entzwei hauen lassen. Zum Teufel! Sie hat keinen üblen Geschmack. Solltest du von ihr noch ein paar Goldstücke haben, so mußt du dir pro primo ein anderes Pferd erstehen. Schau, wie deine alte Kracke die Ohren spißt, wenn die Kanonen mal ein bißchen brummen. Mit dem Aldergaul da brichst du dir 's Genick, sobald du in der Schwadron mitreitest. Sieh da, mein Junge, der weiße Rauch dort über der Hecke, das ist eine Schützenlinie! Mach' dich also drauf gefaßt, du wirst mächtige Angst kriegen, wenn dir die Kugeln erst um die Ohren pfeifen. Du tust gut, wenn du einen Bissen isst, solange du dazu noch Zeit hast.“

Fabrizio befolgte ihren Rat; er gab der Marketenderin einen Napoleondor und bat sie, ihn als Bezahlung zu nehmen.

„s ist zum Götterbarmen,“ rief die Frau aus, „so was mit anzusehen! Der arme Junge versteht nicht einmal sein Geld auszugeben! Du verdienst wahrhaftig, daß ich deinen Napoleon einstecke und meine Kokotte feste antraben ließ. Hol' mich der Teufel, wenn du mit deiner Kracke nachlämst! Was willst du machen, du Dummkopf, wenn ich dir austrage? Merk' dir ein für allemal, sobald der Tanz losgeht, wird nie Gold herausgebracht. Hier nimm: achtzehn Franken und fünfzig Centimes. Dein Frühstück kostet dich dreißig Sous. Nun wird's auch bald Gänle zu kaufen geben. Ist das Vieh klein, so gibst du dafür zehn Franken, im übrigen auf keinen Fall mehr als zwanzig, und wär's das Roß der vier Paismonskinder!“

Als das Frühstück zu Ende war, predigte die Marketenderin immer weiter, bis sie durch eine andere Marketenderin unterbrochen wurde, die querselbein gefahren kam und die Straße kreuzte.

„Holla he!“ rief ihr das Weib zu, „Margot, dein sechstes Leichtes ist da rechts!“

„Ich muß dich verlassen, Kleiner,“ sagte die Marketenderin zu unserem Gelden, „aber wahrhaftig, du tust mir leid. Ich bin dir gut. Sapperlot, du verstehst aber auch gar nichts! Du wirst dich erwischen lassen, bei Gott, ja. Komm' mit mir zum sechsten Leichtem!“

„Ich weiß wohl, daß ich nichts weiß,“ antwortete ihr Fabrizio, „aber ich will kämpfen und bin fest entschlossen, dort in Richtung auf die weißen Rauchwölkchen zu reiten.“

„Sieh nur mal, wie dein Gaul die Ohren steift! Wenn du da hin reitest, brummt er dir, so faul er sonst ist, auf die Hand und geht durch — Gott weiß wohin! Das kannst du mir glauben. Wenn du in der Schützenlinie bist, suche dir ein Gewehr und eine Patronentasche, meng' dich unter die anderen und mach' ihnen alles nach. Aber, mein Gott, ich wette, du kannst nicht mal 'ne Patrone abbeißen!“

Obgleich höchst pikiert, gestand Fabrizio seiner neuen Freundin dennoch ein, daß sie richtig vermutet hatte. (Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Clara Zetlin (Zindel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. G. W. Neff Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.

* Aus „Die Kartause von Parma“. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.